

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31826-1

Titel der Originalausgabe:

»Хранитель гор, или Народ знает своих героев«

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Fasil Iskander
Der Hüter der Berge
oder
Das Volk kennt seine Helden
Neues aus dem Leben des
Sandro von Tschegem
Roman

Aus dem Russischen
von Fredeke Arnim

S.Fischer

© der russischen Originalausgabe 1979, 1981

Ardis Publishers, Ann Arbor

Deutsche Ausgabe © 1988 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Für die historische Chronik, Glossar und Anmerkungen

© 1987, 1988 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Walch

unter Verwendung einer Illustration von Susanne Berner

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Druck und Einband: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 3-10-034703-X

Vorwort

Als ich *Sandro aus Tschegem* zu schreiben begann, dachte ich an eine Posse, eine Art Parodie auf einen Schelmenroman. Doch nach und nach wurde das Konzept komplizierter, überwuchert von Details, vor denen ich gerne in die weiten Gefilde des puren Humors geflohen wäre, aber das gelang mir nicht. Was ein übriges Mal die Richtigkeit jener alten Wahrheit bestätigt, daß ein Schriftsteller allein der Stimme folgt, die ihm das Manuskript diktiert.

Das Buch, das Sie nun lesen, ist tatsächlich nur ein Teil der Geschichte um Sandro von Tschegem. Weitere Episoden des Romans werden in der Zukunft veröffentlicht. Es fehlen noch Kapitel, die zwischen die fertigen gehören. Die Gestalten, die ich in jenen Kapiteln zeichnen möchte, sollen – gemeinsam mit dem alten Chabug, Hinke-Hand, dem Hirten Machas, dem Maultier des alten Chabug und anderen Helden – die Gewalt und Schönheit des ethischen Firmaments erkennen lassen, unter dem die Menschen von Tschegem lebten.

Die Geschichte einer Sippe, die Geschichte des Dorfes Tschegem, die Geschichte Abchasiens und der ganzen übrigen Welt, wie sie sich von den Höhen Tschegems darbietet – das ist der epische Hintergrund des Buches.

Je weiter das Konzept gedieh, um so mehr begeisterte – und begeistert mich noch – die Poesie in dem Leben des Volkes.

Um sie geht es.

Kengurien – ist eine fiktive Region im östlichen Abchasien.

Endurien – ist eine noch fiktivere Region im noch östlicheren Abchasien.

Endursker – sind das Sinnbild nationaler Vorurteile.

Jedes Volk empfindet seine Lebensweise als die großartigste überhaupt. Diese Empfindung scheint den Instinkt einer Nation zur Selbsterhaltung widerzuspiegeln. Weshalb soll ich eine andere Lebensart imitieren, wenn meine die großartigste ist? Aber das führt bisher unausweichlich zu nationalen Vorurteilen. Es wäre feige und verlogen, so zu tun, als existierten sie nicht. Der Lebensweise eines anderen Volkes mit Ironie zu begegnen, ist die friedlichste Form eines nationalen Vorurteils. Indem ich diese Ironie schildere und sie selbst ironisch behandle, versuche ich ehrlich zu sein gegenüber der Wahrheit des Lebens und gegenüber den natürlichen Prinzipien von der Gleichheit der Völker.

Geleitet von der klassischen russischen Literatur, die uns gezeigt hat, daß auch der sogenannte kleine Mann über ein vollwertiges Seelenleben verfügt, habe ich mich bemüht, so gut ich vermag, die epische Bedeutung eines kleinen Volkes aufzuzeigen.

Am Rande meiner Kindheit habe ich das patriarchalische Dorfleben Abchasiens erlebt und für immer lieb gewonnen. Vielleicht habe ich dieses aussterbende Leben idealisiert? Vielleicht. Ein Mensch kann nicht anders, als das, was er liebt, zu erhöhen. Auch wenn wir es nicht erkennen: indem wir einen untergehenden Lebensstil idealisieren, präsentieren wir der Zukunft die Rechnung. Als wollten wir sagen:

»Das ist, was wir verlieren; was gibst du uns dafür?«

Soll die Zukunft darüber nachdenken, sofern sie überhaupt zu denken fähig ist.

(Dieses Vorwort bezieht sich auf die Entstehung des gesamten *Onkel Sandro*-Zyklus und wird deshalb hier, im zweiten Band, erneut abgedruckt.)

Charlampo und Despina

Ich glaube, es ist an der Zeit, von der großen Liebe zwischen Charlampo und Despina zu erzählen. Charlampo, der Hirte des alten Chabug, und Despina waren verlobt. Sie kamen beide aus demselben Dorf, aus Anastassowka.

Despina Iordanidi war die Tochter eines reichen Bauern, der für örtliche Verhältnisse als Aristokrat galt. Charlampo war der Sohn eines armen Bauern, und obwohl Despinas Vater ihnen erlaubt hatte, sich zu verloben, weigerte er sich, Charlampo die Tochter zur Frau zu geben, bevor er es nicht zu einem eigenen Haus und einer eigenen Landwirtschaft gebracht hatte. Darin lag die Tragödie ihrer Liebe.

Charlampo hatte zu Hause noch neun Geschwister. Er war der älteste Sohn seines Vaters. Nach ihm kam noch eine ganze Kette von Schwestern, die alle verheiratet und mit einer Mitgift ausgestattet werden mußten. Deshalb schickte Charlampo all sein Geld an die Familie und brachte es nie zu einer eigenen Landwirtschaft. Aber ohne die wollte Despinas Vater ihm seine Tochter nicht geben. Offensichtlich hoffte der Vater, der seiner Tochter nicht freiweg ausreden konnte, Charlampo zu heiraten, sie würde es leid werden, auf ihren Bräutigam zu warten, und einen wohlhabenderen Griechen heiraten.

Aber Despina erwies sich als ergebene und geduldige Braut. Sieben Jahre wartete sie auf ihren Bräutigam, und von dem, was im achten Jahr geschah, wollen wir auf diesen Seiten erzählen.

In all den Jahren, die Charlampo darauf wartete, endlich seine Braut heiraten zu können, vergaß er nie, welche Kränkungen Despinas Vater, ihr Patéra, seinem Elternhaus, ihm selbst, und letzten Endes Despina zugefügt hatte.

»O, Patéra!« stieß er einige Male am Tag ohne jeden äußeren Anlaß zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, und es war klar, wie unauslöschlich die Flamme der Schmach in seinem Herzen brannte.

»O, Patéra?« brachte er dann wieder in zornigem Staunen hervor, die Augen zum Himmel gerichtet, was wohl bedeuten sollte: O, himmlischer Vater, ist das etwa ein Vater?

Zwei-, dreimal im Jahr besuchte Despina ihren Bräutigam. Sie erschien im Großen Haus in Begleitung einer hageren, flinken alten Frau in einem schwarzen Satinkleid, ihrer Tante Chrisula. Die sollte die Jungfernschaft ihrer Nichte beschützen, wobei sie manchmal auf recht naive Art ihre Rolle zu verbergen suchte.

Tante Chrisula, eine Schwester von Despinas Vater, hatte nie eine eigene Familie gehabt. Im Grunde genommen hatte sie Despina aufgezogen und liebte sie abgöttisch. Anscheinend liebte auch Despina ihre Tante, denn anders ließ sich kaum erklären, wie sie ihre endlosen Belehrungen ertrug, ohne ein einziges Mal zornig zu werden. Tante Chrisula erzählte immer wieder voller Stolz, daß sie Despina ausschließlich mit zweidottrigen Eiern großgezogen habe.

Das sah man ihrer Nichte an. Despina war ein lebensfrohes, kräftiges Mädchen mit breiten Hüften und einem sympathischen, ungewöhnlich weißen Gesicht. Auf ihre helle Gesichtsfarbe waren alle stolz – sie selbst, Tante Chrisula und auch Charlampo, der mit mürrischer Befriedigung zuhörte, wenn irgendeiner von den Tschegemern ihr ungewöhnlich weißes Gesicht bewunderte, das so wenig zu ihren kräftigen, braun-gebrannten Bauernhänden paßte.

Despinas lange kastanienbraune Zöpfe wippten beim Gehen auf ihren Hüften, und auf dem Kopf trug sie immer ein dun-

kelblaues Tuch, mit dem sie ihr Gesicht nahezu verschleierte, sobald sie in die Sonne hinaustrat. Ihre Augen waren von demselben dunklen Blau wie ihr Kopftuch, und weil sie es niemals abnahm, stellte ich mir vor, ihre Augen wären so blau geworden, weil sie dauernd die Farbe des Kopftuches widerspiegeln.

So war das also. Wenn Despina, was manchmal vorkam, für einen Moment in die Sonne ging und vergaß, ihr Kopftuch vors Gesicht zu ziehen, rief Tante Chrisula sofort: »Despina!«

Und Despina zog mit einer gewohnten, geschickten Bewegung das Kopftuch vors Gesicht. Anscheinend sahen Tante Chrisula und vielleicht auch andere Verwandte in Despinas natürlicher Sonnenbräune einen teilweisen Verlust der Unschuld.

Despina und ihre Tante wurden im Haus des alten Chabug, zweifellos auf seine direkte Anweisung, mit großer Ehrerbietung aufgenommen.

Wenn keine Gäste im Haus waren, setzten wir uns zum Essen alle an einen niedrigen, langen abchasischen Tisch, an dessen Kopfende immer der alte Chabug thronte. Waren aber Gäste im Haus, setzten sich die erwachsenen Männer, mit Großvater am Kopfende, an einen gewöhnlichen Tisch (einen russischen, wie die Tschegemer sagten). Charlampo durfte bei solchen Gelegenheiten nie an diesem Tisch sitzen. Er mußte mit uns Kindern, mit den Halbwüchsigen und Frauen (den Frauen aus unserm Haus, versteht sich) – am niedrigen Tisch sitzen.

Obwohl diese Regel schon viele Jahre unverändert eingehalten wurde, schmerzte es Charlampo jedesmal, daß man ihn nicht zu den Gästen setzte. Es war ihm am Gesicht abzulesen, und, um ihn aufzumuntern, steckte ihm meine Tante Nuza immer die besten Happen vom Gästetisch zu.

Charlampo aß natürlich alles, was sie ihm gab, machte aber deutlich, daß er keinen persönlichen Genuß dabei empfand.

Seine Kiefer schienen mit kühler Geringschätzung zu arbeiten, seine Schluckbewegungen wirkten erzwungen, und manchmal kam es mir so vor, als könnte er sogar die Tätigkeit seiner Speicheldrüsen anhalten. Sein Gesicht sagte: Ja, ja, ich hab alles in mich hineingestopft, was ihr mir gegeben habt, aber glaubt nicht, daß ich es geschmeckt habe, das kann ich nicht und will ich nicht.

Kamen jedoch Despina und Tante Chrisula, um Charlampo zu besuchen, dann setzte ihn der alte Chabug mit an den Gästetisch, während wir, alle übrigen, an dem niedrigen Tisch blieben.

In solchen Stunden spürte man, wie Charlampo innerlich jubelte, obwohl er nach außen ganz der alte blieb – düster und verschlossen. Von dort hinter dem großen Tisch sah er manchmal mit einem seltsamen Ausdruck zu uns hinüber, als versuchte er, sich vorzustellen, was ein Mensch empfindet, wenn man ihn an einen niedrigen Tisch setzt. Und weil er sich das offenbar nicht vorstellen konnte, wandte er sich wieder ab.

Von Zeit zu Zeit warf er seiner Braut und Tante Chrisula eindringliche Blicke zu, um ihnen damit einzuschärfen, daß er hier mit Großvater Chabug an einem Tisch saß und daß er in diesem Haus nicht bloß irgendein Knecht zum Viehhüten, sondern beinahe ein Mitglied der Familie war.

Den alten Chabug kümmerten all diese Feinheiten wenig. Er hatte seine eigene Devise, die man etwa so auslegen könnte: Ich empfange deine Gäste mit höchsten Ehren, weil ich weiß, daß es dir für die Beziehung zu deiner Braut nützlich ist. Und wenn ich dich nicht zu meinen eigenen Gästen an den hohen Tisch setze, hat das mit meinen Bräuchen zu tun, und es ist mir egal, ob du darunter leidest.

Tante Chrisula und Despina blieben manchmal eine, manchmal zwei Wochen im Großen Haus. Abends versammelten sich die jungen Tschegemer in der Küche oder auf der Veranda, und Despina schwatzte gern mit ihnen auf russisch

oder türkisch und brach hin und wieder bei den Witzen der Tschegegmer Jungen lauthals in Gelächter aus, wofür sie von Tante Chrisula prompt einen Verweis bekam.

»*Ken drepesso, Despina!* (Schämst du dich nicht, Despina!)«, sagte sie und fügte noch etwas auf griechisch hinzu, das, ihren Lippenbewegungen nach zu urteilen, die Grenzen des Anstands bezeichnete, bis zu denen ein aristokratisches Fräulein – eine *aristokratiko kórizē* – beim Lachen die Lippen öffnen darf. Despina hielt sich schnell die große braungebrannte Hand vor den Mund, aber wenige Minuten später vergaß sie sich und lachte wieder schallend auf.

Manchmal erteilte ihr Tante Chrisula selbst dann einen Verweis, wenn Despina gar nicht lachte, sondern sich einfach allzu lebhaft mit einem der Tschegegmer Jungen unterhielt.

»Despina!« rief sie warnend, und an Tante Nuza gewandt sagte sie, hier in Tschegeg sei Despina gar nicht mehr zu bändigen, so durcheinander sei sie wegen des Wiedersehens mit Charlampo. Zu Hause, in Anastassowka, sagte sie, spreche Despina nie mit fremden Leuten, so daß viele sie für stumm hielten.

»Was für ein schönes Mädchen«, sagten oft die Fremden, die es nach Anastassowka verschlug. »Welch ein Jammer, daß sie stumm ist.«

Hier lachte Despina erneut laut heraus, und Tante Chrisula fuhr sie vorwurfsvoll an: »*Ken drepesso, Despina!*«

Charlampo beobachtete Despina mit stiller, düsterer Anbetung, und es war deutlich, daß für seine Begriffe sich alles ganz natürlich verhielt, daß eine *aristokratiko kórizē* sich genau so und nicht anders zu benehmen hatte.

Wenn Charlampo die Ziegen heimtrieb, brachte er manchmal auf seiner Schulter ein großes Bündel Brennholz mit, das er mit einem gleichbleibenden, nachdrücklichen Gepolter von Häuslichkeit gegen die Küchenwand warf (offensichtlich hätte er es auch sanfter werfen können), worauf Tante Nuza, ganz gleich, wo sie steckte, immer mit einem dankbaren Echo

auf das Gepolter antwortete: »Unser Ernährer ist wieder da!«

So wie Charlambo beim Abwerfen des Bündels seine Häuslichkeit in lautem Gepolter zeigte – damit auch jeder hörte, daß er wieder da war –, so warf ihm Tante Nuza übertrieben laut ihre Dankbarkeit entgegen.

Wenn Tante Chrisula und Despina im Großen Haus zu Besuch waren, trieb Charlambo seine polternde Häuslichkeit auf die Spitze. Nicht genug, daß er wie üblich das Holz abwarf, ohne sich zu bücken, jetzt kam er nicht einmal mehr bis auf die Küchenveranda, sondern nur bis an deren Kante und schleuderte von dort aus mit einem kräftigen Schulterschwingung die schwere Last an die Küchenwand hinüber.

Danach blickte Charlambo meistens in die Runde, und wenn sein Blick auf Tante Chrisula fiel, dann gab er ihr, sozusagen als der Übermittlerin, seinen ewigen, düstern Vorwurf an Despinas Vater mit

»O, *Patéra!*« brach es dann manchmal aus ihm heraus.

»Despina«, sagte Tante Chrisula leise, wohl etwas betroffen über Charlampos polternde Häuslichkeit, die Berechtigung seines Vorwurfs und, vielleicht, auch ihre Rolle als Übermittlerin, »bring Charlambo Wasser zum Waschen.«

Despina ging eilig in die Küche und kam zurück mit einem Handtuch, das sie sich über die Schulter geworfen hatte, Seife und einem Krug Wasser. Charlambo zog sein Hemd aus, und nun, da er in seinem Unterhemd stand, sah man seine kraftvollen nackten Arme und mächtigen Schultern.

Der Anblick des halbnackten Charlambo holte Tante Chrisula in die alarmierende Wirklichkeit zurück. Ihre kurze Betroffenheit war wie weggeblasen. Sie verließ ihren Platz auf der Veranda neben dem Großen Raum und stellte sich gleich neben Despina, die für Charlambo das Wasser goß.

Tante Chrisula verschlang die beiden so mit den Augen, daß sie unter ihrem Blick gewissermaßen versteinerten und sich bemühten, ihr körperliches Getrenntsein zu betonen. Aber

dieses Bemühen war so deutlich zu erkennen, daß es erst recht ihre geheime gegenseitige Anziehung offenbarte – was bei Tante Chrisula ein gewisses undeutliches Mißbehagen hervorrief.

Während sie zuschaute, wie Despina für Charlambo das Wasser goß, beobachtete, wie aus dem Krug in der kraftvollen, keusch erhobenen Hand des Mädchens der kristallene Strahl hinabfloß, geriet Tante Chrisula jedesmal neu in Aufregung, wenn dieser Strahl kürzer wurde – also Despina mit der Hand und dem Krug näher an Charlampos Nacken oder seine vorgestreckten Unterarme herankam.

»Despina!« tönte Tante Chrisulas warnende Stimme, und das Mädchen hielt den Krug wieder höher.

Nachdem Charlambo sich gewaschen hatte, richtete er sich auf und griff mit einer Hand nach dem Handtuch, das über der Schulter des Mädchens hing. Mit einer sehr langsamen Handbewegung (seht, wie ich mich beherrsche) und zwei anschaulich abgespreizten Fingern machte er deutlich, daß sein Griff allein dem Handtuchzipfel galt.

»Despina!« Tante Chrisula hielt es dennoch nicht für überflüssig, auf die nahende Gefahr hinzuweisen.

Nicht nötig zu erwähnen, daß Tante Chrisula während des Aufenthaltes im Großen Haus ihre Nichte keinen Tag aus den Augen ließ. Daß Despina und Charlambo gemeinsam in den Garten verschwunden wären oder die Nachbarn besucht hätten, davon konnte keine Rede sein. Manchmal nahm Charlambo die beiden mit, wenn er im Wald seine Ziegen weiden ließ. Dann kam Tante Chrisula wie ein kleines Mädchen mit saftverschmierten Lippen zurück, von lauter Heidelbeeren, Brombeeren und Lorbeeren.

Tante Chrisula, das muß gesagt werden, hatte einen ungewöhnlichen Appetit, nicht nur für eine aristokratische alte Frau, nein, auch für eine ganz normale alte Frau. Es war schlicht unfäßbar, wo das alles hinging, wenn man bedachte, daß sie eine ziemlich kleine und dürre alte Frau war.

Doch Tante Chrisula aß nicht nur gern, sie war auch eine große Liebhaberin von hausgebranntem Wodka. Auch hierbei konnte sie – bedachte man, daß sie zwar flink und nicht *sehr* alt, aber doch eine alte Frau war – anständig mithalten. Fünf, sechs Gläschen trank sie wie nichts.

Die jungen Männer von Tschegem versuchten immer, ihr ordentlich einzuschenken, damit sie einschlief und Charlampo mal mit Despina allein ließ. Doch Tante Chrisula trank nie so viel, daß sie ins Bett mußte, sie wurde höchstens etwas sentimental, lehnte den Kopf an Despinas Schulter und sagte ihrer Nichte rührseliges Zeug.

Und die liebe Despina dachte nicht daran, mit ihrer Tante zu schimpfen, im Gegenteil, sie bedauerte sie, küßte ihr das etwas runzlige, kleine braune Gesicht, das sich an ihre junge Schulter schmiegte, und redete zärtlich auf sie ein. Und Tante Chrisula lallte irgend etwas zurück. Dieses gurrende Zwiegespräch mit seinen rhythmischen Pausen und Wiederholungen und Tante Chrisulas Seufzern verstanden wir wie von selbst, als sprächen sie Russisch oder Abchasisch.

»Chrisula ist ein Dummchen. Chrisula hat sich ein bißchen übernommen . . .«

»Despina, verzeih deiner dummen alten Tante . . .«

»Chrisula ist ein kleines Dummchen, Sula hat sich ein bißchen übernommen . . .«

»Despina, verzeih deiner kleinen alten Tante . . .«

Die jungen Männer von Tschegem, die die lange, traurige Geschichte von Charlamos Liebe kannten, schlugen ihm oft vor, eine günstige Gelegenheit zu nutzen und Despina einfach zu überfallen. Dann könnte ihr Vater nichts mehr machen und würde die Tochter endlich heiraten lassen, ohne zu warten, bis Charlampo seine eigene Landwirtschaft hatte.

Sie schlugen sogar vor, Tante Chrisula bei der nächsten Gelegenheit im Wald einfach wegzulaufen, die Sache hinter sich zu bringen und dann zurückzukehren. Aber vorher müßte Charlampo, so führte einer von ihnen aus, einer der Ziegen das

Glöckchen abnehmen und Tante Chrisula um den Hals hängen, damit sie nicht im Wald verlorengehe.

Nein, verbesserte ein anderer, ein Glöckchen nütze nichts, weil Tante Chrisula ihnen einfach glöckchenbimmelnd auf den Fersen bleiben würde. Das beste wäre, erläuterte er, sie mit starken Lianen an einen Baum zu binden. Allerdings dürfte man sich nicht zu lange aufhalten, sonst würden sie die Mücken bei lebendigem Leibe auffressen.

Nein, fiel ein dritter ein, wenn man sich zu so was entschlossen habe, dann müsse man sich Zeit lassen. Damit die Mücken Tante Chrisula nicht fräßen, müsse man neben dem Baum, an den sie gebunden war, ein Feuer machen und faules Holz reinwerfen, daß es so richtig qualme.

Charlampo hörte all den Ratschlägen mit finsterer Aufmerksamkeit und ohne den Anflug eines Lächelns zu und wies sie mit einem Kopfschütteln zurück.

»Despina ist kein einfaches Mädchen«, sagte er, »*Despina Aristokratissa*.« Während er vielsagend den Kopf schüttelte, ließ er sie wissen, daß man ein gewöhnliches Mädchen mit dieser Methode heiraten könne, nicht aber eine Aristokratin.

Trotz Charlampos klarer Antwort, daß er nicht vorhabe, Despina auf diese Weise zur Frau zu nehmen, warfen ihm die jungen Männer von Tschegem, wenn er zusammen mit Tante Chrisula und Despina die Ziegen aus dem Wald nach Hause trieb, jedesmal schon von weitem neugierige Blicke zu, winkten und fragten ihn wortlos: Na, hat sich was getan?

Charlampo, der schon von weitem ihre fragenden Blicke auffing, schüttelte wieder entschieden den Kopf, um ihnen zu zeigen, daß er nicht vorhabe, sich auf so gemeine Art des Mädchens, das er liebte, zu bemächtigen. Möglicherweise kam hier sein unter einer Lawine von Erniedrigungen verborgener Stolz zum Vorschein, seine Gewißheit, daß er – nachdem er so lange gewartet hatte – letzten Endes auf legale Weise das bekommen werde, was ihm nach dem Gesetz der Liebe gehörte.